

DLJ

65 96
6111

Der Hochwächter Blätter für heimatische Art und Kunst

7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1951 Verlag Paul Haupt, Bern

Der Hochwächter Nummer über Zinn
Blätter für heimliche Art und Kunst
7. Jhrg Nr 5, Mai 1951, Verlag Paul Haupt, Bern

Schloß Jegenstorf 1951

Ewald Im Hof

Daß sich nun zum drittenmal eine Frühlingsnummer des „Hochwächters“ mit einer Ausstellung im Schlosse von Jegenstorf befaßt, kommt nicht von ungefähr. Seitdem dieses Schloß im Jahre 1936 vom „Verein zur Erhaltung des Schlosses Jegenstorf“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, war und ist es das Ziel dieses Vereins, eine Stätte zu schaffen, an welcher der Freund der vergangenen Zeiten in Muße das betrachten und bewundern kann, was uns unsere Vorfahren an Schönem und Gediegenem vererbt haben. Wie im „Hochwächter“ soll auch hier der Sinn für die heimatische Art, wie sie früher in Geltung stand, und die Kunst, wie sie einst gepflegt wurde, geweckt und geschult werden. Es ist eine dankbare Aufgabe, in der reizvollen Umgebung des ehrwürdigen Baus aus dem Jahre 1720 gleichsam vergangene Jahrhunderte wieder zum Leben zu erwecken. Auch diesen Sommer soll der Besucher in Jegenstorf nicht enttäuscht werden. Kurz vor Pfingsten werden gleich zwei Sonderausstellungen eröffnet, die einen Ausflug dahin reichlich lohnen: die eine bietet eine Fülle seltener Erzeugnisse ausländischer Porzellanmanufakturen aus dem 18. Jahrhundert, und von der andern wird im folgenden zu sprechen sein. Der Oekonomische und Gemeinnützige Verein des Amtes Fraubrunnen hat den zweiten Stock des Schlosses für seine zehnte Ausstellung mit Beschlag belegt. Schon die Anzahl dieser Ausstellungen weist darauf hin, welche wertvolle Mitarbeit von dieser Seite je und je geleistet wurde. Überblickt man noch die behandelten Themen, so wird einem klar, welche Fülle an wertvollem Kulturgut im Laufe der Jahre unter der Devise „Heimatmuseum“ dargeboten wurde: „Aus dem Alltag und Feiertag im Bauernhaus“ (zwei Ausstellungen im Jahre 1942), „Der 5. März 1798“ (1943), „Heimatische Handwerkskunst“ (1943), „200 Jahre Bernertracht“ (1944), „Aus der Arbeit der Landfrau“ (1944), „Die bauliche Entwicklung des ehemaligen Johanniterhauses und späteren Landvogteißiges Buchsee“ (1946), Gedächtnisausstellungen für Karl Gehri und Emil Prochaska (1947 und 1949). Für die nächste Ausstellung sind die schönen alten Zinngefäße und geschliffenen Glasgegenstände aus den Truben und Schränken in den Bauernhäusern des Amtsbezirks hervorgeholt worden. Mit großem Fleiß haben die Veranstalter viel wertvolles Gut aufgestöbert und zusammengetragen. Leihgaben von Sammlern und Museen werden das Gebotene ergänzen, während ein Zinngießer und ein Glasschleifer von heute zeigen, wie auch in der modernen und geheizten Zeit der Sinn für das edle Kunsthandwerk weiterblüht. Die vorliegende Nummer des „Hochwächters“ soll zum bessern Verständnis dieser Ausstellung beitragen.

In einem elektrisch erhitzten Ofen werden die 35 Kilogramm schweren Zinnbarren bei einer Temperatur von zirka 300 bis 350 Grad Celsius — der Schmelzpunkt des Zinns liegt bei 234 Grad — geschmolzen. Zur Verarbeitung wird das 99,9 Prozent reine Bankazinn benutzt, und durch eine fünfprozentige Zugabe von Antimon, Kupfer und Blei entsteht die gebräuchliche Legierung. Das bernische Lebensmittelgesetz bestimmt, daß Zinnbehälter höchstens einen zehnprozentigen Bleizusatz enthalten dürfen, da die Bleiorydationen zu Vergiftungen führen. Zudem achtet man aus Gründen einer edlen Farbe auf einen möglichst geringen Bleigehalt. Im Zinnbad werden alsdann die aus mehreren Teilen bestehenden eisernen Gießformen auf die gleiche Temperatur erhitzt. Nachdem die Formen vom anhaftenden Zinn gereinigt worden sind, werden sie in der Presse durch eine Kette befestigt: mit einer Schöpfkelle wird nun die Legierung hineingegossen. Durch Umlegen nasser Tücher schreckt man danach die Form unter beständigem Nachgießen ab. Ist die Form erkaltet, kann sie von ihrem Eisenkleid befreit werden. An der eingespannten Rohform werden nun durch Abdrehen mit dem Handstahl, zum Unterschied gegenüber einem maschinellen Vorgang, die Kanten und Kerben verfeinert. Eine Kanne kann nicht in einem Guß erstellt, sondern sie muß aus den einzelnen Teilen montiert und diese mit Weichlot oder Schnellot zusammengelötet werden. Nach dem Säubern der Lotstellen ist der nun fertige Gestalt besitzende Gegenstand zu schleifen und mit Bimssteinpulver an einer rotierenden Bürste zu polieren. Je nach Zweck und Charakter des Zinngerätes lassen sich hier verschiedene Nuancen erreichen. Zur Erzielung eines antiken Aussehens zum Beispiel werden bestimmte Stellen patiniert.

Die Berner Zinngießer und ihre Marken

Zusammengestellt aus: Boffard, Die Zinngießer der Schweiz und ihr Werk

In Bern waren im Laufe der Jahrhunderte nachweisbar etwa 70 Zinngießer tätig. Die ersten Nachrichten über sie stammen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Bereits im Jahre 1407 erschien auch schon eine Ordnung über die „goldschmit und Kannengießer“. Wichtiger aber sind die Bestimmungen des Jahres 1413, die als die erste bernische Kannengießer-Ordnung anzusprechen sind und worin es unter anderem heißt: „... und sölent ouch kein ding z e i c h e n n e n, so si denne sin.“ Daraus ist ersichtlich, warum fast alle Zinngegenstände mit einem Zeichen versehen sind; denn wie dies bei den Edelmetallen gebräuchlich war, so wurde auch das Zinn durch „Probierer“ auf die Feinheit der Legierung hin geprüft. Damit nun die amtlichen Personen jederzeit den Hersteller eines Zinngerätes fest-

Zinnbarren bei
punkt des Zinns
) Prozent reine
kupfer und Blei
nimmt, daß Zinn-
die Bleiorxyda-
den Farbe auf
aus mehreren

ingelnen Zeilen
en. Nach dem
u schleifen und
f und Charak-
Erzielung eines

er tätig. Die
i. Bereits im
annengießerei“.
ische Kannen-
id füllt auch
ast alle Zinn-
llen gebräuch-
legierung hin
ngerätes fest-

stellen konnten, war dieser gehalten, seine Marke anzubringen. Es handelte sich zunächst also um reine Ursprungszeugnisse. Aber mit der Zeit wurden diese Zeichen um Wappen, Jahrezahlen u. a. m. vermehrt — und es braucht den Kenner, um jeden der oft sehr zahlreichen eingeschlagenen Stempel deuten zu können. Zudem benützten viele Meister nebeneinander oder nacheinander mehrere Gießmarken. Und zu der Vielfalt an sich sind auch immer und immer wieder Fälschate getreten.

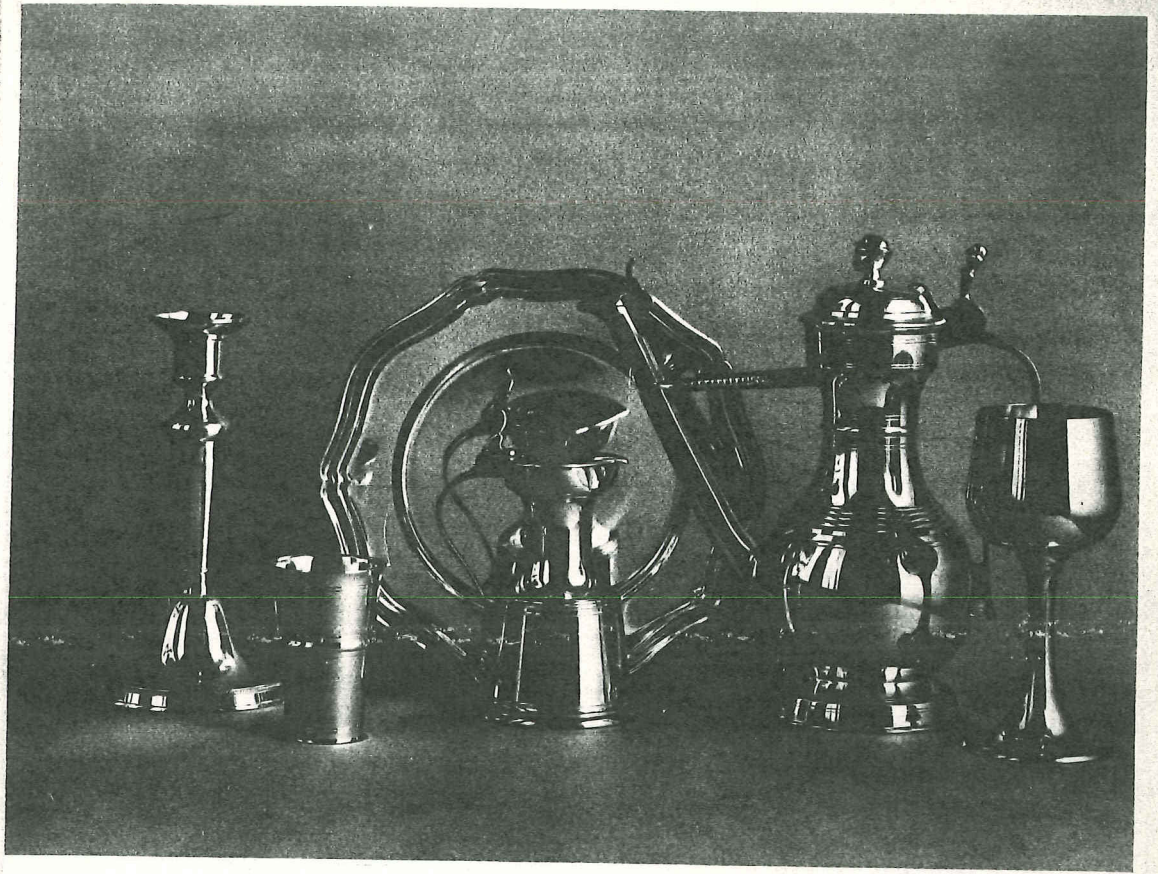
Die Zinnzeichen lassen sich etwa folgendermaßen einteilen:

1. Orts- und Zingießereizeichen

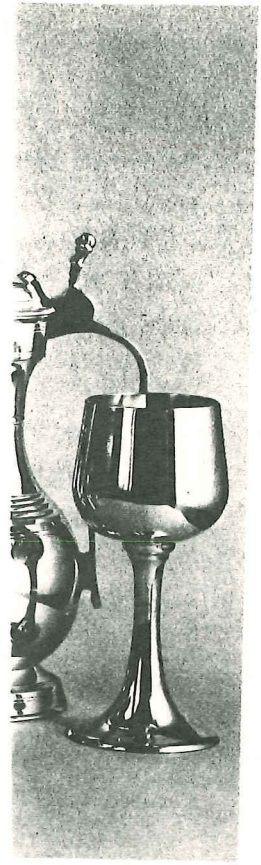
Der Meister verwendete zur Kennzeichnung seiner Arbeiten zunächst ein Ortszeichen: meist das Ortswappen, dann ein zweites: sein Familienwappen, Initialen oder ein anderes Kennzeichen. Form und Zeichen wechseln nach dem Stil der Zeit. An Stelle des Ortswappens wurde häufig auch ein Sinnbild benützt, wie etwa ein Löwe oder die Sonne. Und so führen denn gerade die ältesten Zingießerei Berns fast ausnahmslos die Lilie, was offensichtlich auf französischen Einfluß zurückgeht. Aber erst im Jahre 1609 erhielten sie dann die Erlaubnis — es bedurfte hierzu einer ausdrücklichen Bewilligung! —, am Meisterzeichen den Bären anzubringen. So bestehen denn Lilie und Bär lange Zeit nebeneinander, zum Teil sogar im gleichen Meisterzeichen beisammen. Im 18. Jahrhundert wurden dann Orts- und Gießereizeichen in der gleichen Matrix vereinigt (während es vorher meist zwei verschiedene Stempel waren). In der gleichen Zeit tritt ein neues Emblem auf: der Engel. Die Berner Meister verlangten nämlich vom Rat, daß sie den Bären durch einen Engel ersetzen dürfen, weil Zingegeräte mit Engelmarken bessern Absatz fänden. Der Rat erteilte auch hierzu wieder seine Zustimmung. Damit ist der Engel für die Arbeiten der Berner Kannengießerei zu einem Ortszeichen geworden — im Gegensatz zu Engelmarken anderer Städte und Länder.

2. Qualitätszeichen

Sie spielten in der deutschen Schweiz nie eine sehr große Rolle — so auch in Bern nicht —, weil fast ausschließlich mit der einheitlichen Probe (Legierung) von vier Pfund Zinn und einem Pfund Blei gearbeitet wurde, wie dies schon die Kannengießerei-Ordnung des Jahres 1470 für gewöhnliches Zingeschirre vorschrieb. So bestand an sich gar keine Veranlassung, besondere Zeichen für die Qualität des Materials einzuprägen. Fand ausnahmsweise reines Zinn Verwendung, so schlug der Meister das Feinheitszeichen zusätzlich ein. Dieses war meist aus einem großen F mit einer frei darüber schwebenden Krone geschaffen. Daneben aber fanden auch andere Zeichen als Qualitätsmarken Verwendung:



Die beiden Bildseiten zeugen von der großen Kunst des Zinngießers G. Eug-
gisberg — rechts eine formvollendete Walliser Kanne, oben fällt namentlich
die prachtvolle Berner Kanne auf.



Engel und Rose, die Worte Bernzinn, Feinzinn u. a. m. Daß gerade der Engel weitverbreitet war, überrascht nicht, hängt das doch mit der Herkunft des Rohmetalls zusammen (Englischzinn, Engel). Bern ist, wie wir gesehen haben, einen eigenen Weg gegangen, indem ja die Engelmarke an Stelle des Bären auf gewöhnliches Zinngeschirr geprägt wurde, damit also als Herkunftsmarke diene. Das war zum mindesten merkwürdig. So haben denn auch einige Meister, denen bei dieser Regelung nicht ganz wohl war, neben dem Engel auch den Bären weiterverwendet.

3. J a h r z a h l e n u n d E i c h z e i c h e n

Jahrzahlen bezeichnen regelmäßig nicht das Herstellungsjahr, sondern wurden willkürlich von jeweiligen Besitzern angebracht oder geben das Jahr der Eichung an. Eichzeichen sind Zeichen des 19. Jahrhunderts.

4. E i g e n t u m s z e i c h e n

Klöster, Zünfte, Rathäuser, reiche Städter usw., also Eigentümer großer Zinnsammlungen, prägten den Zinnsachen zur Bezeichnung des Eigentümers eigene Stempel ein: Wappen, Initialen u. a. m. Auch hierin zeigt sich eine große Vielfalt.

5. S c h ü z e n g a b e n z e i c h e n

Zinnkannen, -teller usw. bildeten seit jeher beliebte Schützengaben. Was lag näher, als auch dem einzelnen Geschenk noch etwas Besonderes mitzugeben? So kommt häufig die Armbrust, eine Musquete oder ein Gewehr vor, verziert mit Ortswappen und Emblemen. Was uns aber in diesem Zusammenhang mehr interessiert als diese zufällig angebrachten Zeichen, sind die Meistermarken selbst. Im folgenden sind Gießzeichen bernischer Meister wiedergegeben, ergänzt durch einige Angaben über die Handwerker und ihre Arbeiten. Da viele Meister ja mehrere Zeichen führten, kann es sich hier natürlich nur um eine Auswahl handeln. Die Zeichen selbst sind ungefähr in halber Originalgröße reproduziert.



B a u m g a r t n e r A d r i a n, Kannengießer, getauft 1593, gest. 1669. Schaffenszeit zirka 1614–1667. Von ihm stammt eine Abendmahlskanne im Berner Münster.



W y s J a k o b I, Kannengießer, getauft 1561, gest. 1603, Schaffenszeit 1585–1603. War Bürger von Bern. Auf seine Meisterschaft sind wahrscheinlich eine Reihe großer Schenkannen zurückzuführen.

ve der Engel weit-
es Rohmetalls zu-
n eigenen Weg ge-
liches Zinngeschirr
n mindesten merk-
ig nicht ganz wohl

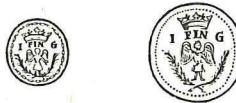
wurden willkürlich
n. Eichzeichen sind

ber Zinnsammlun-
re Stempel ein :

as lag näher, als
kommt häufig die
t und Emblemen.
gleich angebrachten
vernischer Meister
id ihre Arbeiten.
lich nur um eine
öfse reproduziert.

er, getauft 1593,
667. Von ihm
Münster.

561, gest. 1603,
von Bern. Auf
e Reihe großer



K u h n S a m u e l, Kannengießer, getauft 1634, Todes-
datum unbekannt. Von ihm ist eine prachtvolle Bulge mit
dem Wappen der von Steiger erhalten geblieben, daneben
einige größere und kleinere Kannen.

N ö t i g e r D a v i d, Zinngießer, getauft 1680, gest. 1742
(kinderlos). Überliefert ist eine Kanne.

B o d m e r S a m u e l, Kannengießer, getauft 1682, ge-
riet 1748 in Konkurs, gest. 1752. Von ihm sind namentlich
Kannen bekannt.

G r ü t t e r J o h a n n N u d o l f, Zinngießer, Schaffens-
zeit zwischen 1705 und 1750. Von ihm stammen die sechs
Kannen in der Mauritiuskirche zu Saanen.

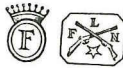
G a n t i n g J a k o b, Schaffenszeit ab 1710. Er führte
die gleichen Initialen wie Johann Rudolf Grütter. Über-
liefert sind uns von ihm mehrere Kannen und ein Zeller.

G a n t i n g A b r a h a m, Schaffenszeit ab zirka 1740.
Im Jahre 1770 war er der einzige burgerliche Zinngießer in
Bern. Die Meistermarke hatte er von Jakob Ganting über-
nommen und lediglich die Initialen entsprechend geändert.

R o d e r L u d w i g (Louis), Zinngießer, wird 1780 als
Geselle auf der Wanderschaft zitiert. Schaffenszeit um 1790.
Seine zahlreich erhalten gebliebenen Stegkannen weisen
meistens einen schlanken Damenarm auf.

R o d e r J o h a n n S a m u e l, Zinngießer, wohnt 1810
im Rotquartier, 1836 ist er Münsterfigrist und Spielwaren-
händler, 1839 als gest. zitiert. Seine Arbeit war sehr viel-
seitig: alle Arten Kannen, Zeller, Platten usw.

P e t e r s o n (Petersohn) J o h a n n H e i n r i c h, Zinn-
gießer, um zirka 1780 einziger „äußerer“ Meister in Bern.
Von ihm sind hauptsächlich Kannen bekannt: charakteristisch
ein Mannesarm (Steg) mit primitivem Puffärmel und
flüchtig modellierter Hand.



Stadlin Caspar Michael, Zinngießer, geb. 1796 in Zug, gest. gleichenorts 1881 (durch Selbstmord, weil Verwandte dem 84jährigen Manne die Ehe verwehrten). Seit 1836 in Bern an der Spitalgasse tätig. Von ihm stammen noch sehr viele Gegenstände, vor allem Zeller und Kannen.

Zum Schluß seien noch einige Thuner Meisterzeichen angeführt:

Naffzger Franz Ludwig, Vater und Sohn. Die beiden Meister sind auf zwei zinnernen Kirchturmspitzen aus dem Jahre 1764 zitiert. Im übrigen waren die beiden Thuner Zinngießer sehr produktiv, versorgten sie außer Thun doch noch das Kandertal, das Simmental und deren Seitentäler mit ihren Zinnwaren. Das letzte Zeichen ist ein sogenanntes Schützengabenzeichen.

Schliffscheiben

R. F. Rutsch

Wenn man heutzutage Landleute fragt, was Schliffscheiben seien, so kann uns kaum jemand mehr Bescheid geben, weil diese reizvollen Zeugen bernischer Volkskunst aus unsern Bauernhäusern fast völlig verschwunden sind.

Und doch waren sie im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im bernischen Mittelland außerordentlich verbreitet. Es gab Gegenden, wo sozusagen jeder habliche Hof, jedes Gasthaus Fenster aufwies, in welche diese Kunstwerklein eingefügt waren.

Was also sind Schliffscheiben?

Man kann sie nüchtern definieren als Scheiben aus Fensterglas, in die mannigfaltige Ornamente, figürliche Darstellungen, Wappen, Sprüche und Widmungen eingeschliffen sind. Im Gegensatz zu den farbigen Wappenscheiben, welche heute noch viele Fenster in Kirchen, Ratssälen, Zunftstuben und Bürgerhäusern zieren, besteht die Schliffscheibe also aus farblosem Glas. Sie wirkt nur durch die Linienführung ihres Schliffes und durch das Aufleuchten der sich in zahllosen Facetten brechenden Lichtstrahlen.

Mit dem Begriff Schliffscheiben verbindet sich eines der interessantesten Kapitel aus der Geschichte der bernischen Bauernkunst. Die Fenster früherer Jahrhunderte bestanden noch nicht aus den großen, klaren Glascheiben, die uns heute eine Selbstverständlichkeit sind.

Page 150 and 151. left out on purpose